

Nr. 245. **Bromberg, den 25. Oktober** **1933**

Heilige Erde.

Erzählung von **Gustav Renker.**

(2. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Ihre Stimme sank zum Flüstern. „Sie sollten eine junge Magd haben, Josef Obiger, eine, in deren Augen das Leben glüht und deren Arme so stark sind, daß sie einen Mann wild und leidenschaftlich umfangen können."

Der Bauer stand auf und sah schwer atmend vor sich hin. Scheinbar auf das Silbergespinst des Tödt, der dort hinten über dem Tale schwebte. In Wahrheit aber ging sein Blick ohne festen Halt aus dem Rahmen der Umgebung hinaus.

„Höre endlich auf zu sprechen, Mädchen! Mir ist, als ob du mir eine Feuerrute ins Gehirn bohrtest." Und fast schreiend: „Laß mir doch mein Leben hier oben und meine Ruhe!"

Sie stand jetzt still und demütig vor ihm, den schwarzen Scheitel leicht gesenkt. Das Sonnenlicht lag wie eine goldene Platte auf dem Haar.

„Es ist mir so leid um deine junge Kraft, Josef Obiger. Und leid um die Ungeborenen, die in dir schlummern."

Bevor sie sich zum Gehen wandte raunte sie ihm noch leise zu: „Ich will Magd bei dir werden, Bergbauer!" Und schritt über die Wiese.

Angelina war nun Magd am Obigerhof, und es kam viel Licht durch sie in die dunklen, alten Räume. Die Marie ging in ihrer stillen, nüchternen Weise neben dem jungen Mädchen her, als ob nichts Neues und Fremdes neben ihr aufwüchse. Sie hatte kein Lob für das helle Lied der Angelina, das durch die Zimmer glitt wie ein verirrter Sonnenstrahl, hatte aber auch keinen Tadel dafür. Sie war gleichmäßig ruhig und von wortkarger Freundlichkeit gegen die Magd. Nur manchmal schien es, als ob sie die Gefahr merke, die um sie groß ward. Es war dann stets ein müdes, vorwurfsvolles Staunen in ihrem Blick und unmittelbar darauf ein unbekümmertes Zurücksinken in die arbeitsgewohnte Ruhe ihres bisherigen Lebens. Als ob jemand, der etwas Neues sieht, verwundert den Kopf hebe, um ihn sofort wieder teilnahmslos sinken zu lassen.

So an dem Abend, da Angelina plötzlich ein Lied anstimmte und Josef mit leisem, dunklem Basse dazusummte. Die Stimmen klangen gar gleichmäßig und ausgeglichen ineinander, so daß die Bäuerin erstaunt meinte: „Es ist doch, als hättet ihr zwei schon jahrelang miteinander gesungen!"

Der Argwohn zuckte wie ein Blitz durch die dunkle Stube. Die beiden schwiegen und waren sehr verlegen. Die Marie aber setzte ruhig fort: „Singt zur Kilbi unten im Tal! Hier ist Feierabendruhe."

Dieses Wort, ohne jede Erregung und Leidenschaftlichkeit gesprochen, riß die Stimmung der beiden auseinander, so daß sie nie mehr den Zweiklang des Liedes wiederfanden. Und die Abende im Obigerhause blieben still wie ehedem.

Die Nächte aber waren heiß und drängend von geheimer Sehnsucht. Der Bauer hatte sein Zimmer im Giebeldach des Hauses, und die Bäuerin schlief schon seit Jahren in dem Raum, darin eines der Ehebetten stets verhüllt und unangetastet stand. Das war so gekommen, weil Marie des Nachts heftig schnaubte und schnarchte, der Bauer aber gerne in die Stille der Nacht lauschte. Die Trennung der gemeinsamen Ruhe war eine der vielen Selbstverständlichkeiten dieser Ehe, die nur eine Arbeitsgemeinschaft war.

Nun aber begab es sich, daß dieses Alleinsein für Josef Obiger eine Gefahr wurde, die langsam und fast unhörbar zu ihm heranschlich. Sie kam aus dem Dunkel der lauen Frühlingsnächte, kauerte an dem offenen Fenster und starrte den Obiger mit großen, verlangenden Augen an. Er wußte nicht, daß diese Gefahr Sehnsucht hieß.

Eines Abends, als Josef Obiger sein Zimmer betrat, schlug ihm ein schwerer, voller Duft entgegen. In einer Glasschale lagen Blumen, volle, weiße Rosen, wie sie im Tal in den Gärten blühten, rote Nelken dazwischen gleich Blutstropfen auf einem weißen Tuche, und eine blaue Traube von Hyazinthen. Diese Blumen waren etwas so Neues und Unerhörtes in dem kargen Zimmer des Bauern, daß dieser lange Zeit hindurch an der Schwelle stehen blieb und von einem Staunen gefesselt war, das wie alter, süßer Wein erschlaffend durch seine Glieder rann. Schließlich entsann er sich, daß Angelina an diesem Tag im Tal gewesen war und wohl sie, nur sie die Blumen mitgebracht haben konnte. Er schlief in dieser Nacht nicht, teils aus einem zwangsweise erdachten Groll gegen die Zudringlichkeit der Italienerin, teils aus einer Aufgeregtheit, die in jähen Bildern wechselnd an ihm vorbeiglitt. Am nächsten Morgen stellte er die Blumen in seinen Schrank und sperrte diesen zu. Und als er Angelina am Frühstückstische traf, senkte er vor ihrem fragenden Blick die Augen und empfand, daß zu dem vielen Unausgesprochenen nun auch ein wirkliches Geheimnis zwischen ihnen war, dessen er sich schämte, das ihm aber auch etwas unsäglich Süßes und treu Gehütetes war. Sie sprachen nicht von den Blumen, die noch tagelang mit ihrer vollen Kraft die Sinne des Bauern aufpeitschten. Aber so oft sie sich ansahen, merkte Josef Obiger, daß sie beide daran dachten.

Wieder eines Nachts, da die Ruhe so groß war, daß sie nicht einmal das Rauschen der Bäume störte, flog ein Lied aus dem Fenster der Magd zu der Kammer des Bauern empor. Ein kleines italienisches Volkslied, dessen Sprache er nicht verstand und das wie ein Kind mit ungestümem, erregtem Bitten war; Obiger trat an sein Fenster und sah in den Hof hinab, durch den aus der Magdkammer her ein breiter, gelber Lichtstrom floß. Darin bewegte sich ein Schatten gleichmäßig auf und nieder, als ob eine große Gestalt mit den Armen winke.

Josef Obiger wollte sehen, was das Mädchen treibe, und stieg vorsichtig und leise über die Vorsprünge der Hauswand, an Gesimsen sich festhaltend, in den Hof nieder. Er schlich sich dort in das Dunkel einer Nische und sah in Angelinas Zimmer hinein. Sie saß in leichtem, schleierduftigem Nachtgewande am Fenster und strählte ihr Haar. Das feine Profil des Gesichtes hob sich scharf gegen das Lampenlicht ab, von dem ein funkelnder Kranz über dem schwarzen Scheitel lag. Das Lied aber flog wie ein gau-

kelnder Falter zwischen Licht und Schatten und war gleich einer hellen, zarten Glockenstimme in der starren Ruhe der Bergwälder.

Josef Obiger vermeinte, noch nie etwas so Schönes gesehen zu haben.

Er kam Schritt für Schritt aus dem Dunkel wieder an das Fenster heran, weniger aus eigenem Entschluß als vielmehr durch eine in ihm erwachte, fremde Kraft getrieben.

Er ging nicht mehr leise, behutsam, sondern je näher er dem Fenster kam, desto hallender und zielbewußter wurden seine Schritte.

Und plötzlich hatte er seine Hand schwer auf dem bloßen Arm des Mädchens liegen.

Eine Weile hing das Schweigen der Nacht über ihnen wie eine dunkle Domkuppel.

Endlich sagte sie: „Nun bist du doch gekommen, Josef. Ich habe dich schon so oft gerufen."

„Du hast mich gerufen?"

„Sind unsere Blicke nicht bei Tisch so oft ineinander gewachsen?"

„Ja!" antwortete er zögernd.

„Und damals — hast du mich nicht fast gefunden, als wir zu zwei Stimmen sangen? — Haben meine Blumen nicht in deinem Zimmer gestanden? — Und ist mein Singen nicht jetzt in deine Kammer geflogen?"

Er nickte nur zu jeder Frage, denn ihm war fremd und ungemein bang zumute.

Seine Hand glitt langsam an ihrem Arm entlang, und es war dieses Gleiten wie ein zartes Streicheln. Ihre Gesichter waren einander so nahe, daß ihr Atmen von Mund zu Mund ging. „Was soll nun sein, Angelina?" fragte er endlich mühsam.

„Schön soll alles sein, denn ich hab' dich lieb." Er zuckte unter diesen Worten zusammen, als hätte sie ihm etwas Ungeheuerliches gesagt. Sie aber fuhr fort: „Im Süden unten ist es licht und farbenreich. Nicht so rauh wie bei euch hier in den Bergen. Seen sind dort, die wie helle Blumen in den Wäldern liegen — nicht düstere Totengewässer wie hier die Seen zwischen den finsteren Wänden. Und es ist ein fortwährendes Singen in dem Volk mit der weichen, anmutigen Sprache. Wir haben keine Pflicht, sondern frohe, leichte Aufgaben. Wenn wir beten, singen wir, wenn wir lachen, klingt es wie Glocken, und selbst unser Weinen ist Musik. Ich will wieder nach dem Süden, hinweg über die großen kalten Berge. Geh mit mir, du! Ich hab' dich lieb in deiner blonden, stillen Kraft — wären unsere Männer so wie du, dann fehlte unserem Süden überhaupt nichts."

„Du willst fort?"

Sie senkte mit glücklichem Ausdruck das Gesicht auf die Brust. „Mit dir!"

„Ich kann doch nicht fort von hier", brach es plötzlich aus ihm los. „Von diesem Boden, von diesem Haus — draußen geht die Saat auf, die Ernte kommt, und ich bin fort."

„Dann werd' ich allein gehen müssen. Morgen, in einer Woche, in einem Monat — ich weiß nicht, wann. Wenn es mich eben forttreibt gleich den Schwalben im Herbst."

„Ich will dich aber bei mir haben, Angelina." Das Ungestüm des Wunsches preßte ihm die Worte heißer aus dem Munde.

Er schwang sich auf das Fensterbrett empor und hob die Füße über die Brüstung.

„Was willst du, Josef?"

„Zu dir — zu dir!"

Sie stieß ihn mit ihren kleinen Fäusten vor die Brust, daß er fast vom Fensterbrett herabgefallen wäre. „Zu mir — dort unten, wo du allein bei mir bist."

Klirrend schlug das Fenster zu. Vor dem Hause bellte der Hofhund in starken, scharfen Schlägen auf. Und die Stimme Mariens gellte durch die Nacht. „Wer ist hier?" Der Bauer stand im Dunkel des Fensterwinkels und hielt den Atem an, um sich nicht zu verraten. Ein lächerliches, erbärmliches Gefühl war in ihm, als wäre er ein Schuljunge, der auf einem losen Streich ertappt werden soll. Er wartete lange, bis das Kläffen des Hundes leise verwinselte und nur noch aus dem Tal das Brausen der Linth zu der großen Stille der Nacht sprach.

Er schämte sich seiner kläglichen Rolle und vermeinte, nun vor allem, was um ihn war, vor seinem Hause, seinem Boden, seinem stumm wissenden Hunde und vielleicht auch schweigend ahnenden Weibe entwürdigt zu sein. Und der Drang, von dieser Stätte seines triebhaften Irrens zu gehen, ward überstark in ihm.

Es ging aber noch eine lange Zeit hin, da Josef Obiger mit sich rang. Der Frühling war gesegnet wie noch nie, und die Erde duftete stark und mahnend in die Stille seiner Nächte. Auf den Wegen des jungen Bauern standen sehnsuchtsvoll träumende Lässigkeit und versonnene Schwermut und hielten ihn zurück, wenn er zur Arbeit schreiten wollte. Die alte Ida schüttelte erstaunt den Kopf, und in ihrem einfachen, in einer Linie fortlaufenden Denken war es ein weltumstürzendes, unerhörtes Ereignis: der Bauer saß auf der Bank vor dem Hause, hielt die Finger ausgespreizt in das laue Sonnenfluten und hing mit seinen Blicken irgendwo in den Weiten der Bergwelt. Draußen aber schrie die erwachte Erde nach Pflug und Saat! Der Alten schien der untätige Bauer unheimlich; sie schob sich leise an ihm vorbei, hatte nur mitleidig verständnislose Blicke für ihn und hängte sich mit aller Kindlichkeit ihres Greisentums an Marie. Die ging jeden Morgen mit schweren, männerstarken Schritten auf die Felder, hatte die Harke oder Schaufel über der Schulter liegen und war von stets gleichmütiger, arbeitssicherer Ruhe. Es ging von dieser Frau mit den harten, grobknochigen Zügen ein tiefes Vertrauen aus, lebte in geheimen Schwingungen auf die Felder hinüber, die in dem Jahr reicher aufschossen als je zuvor.

Die Tage gingen hin im Gleichschritt der Tätigkeit, und Marie war die schweigsame Königin aller Arbeit. An dem seltsamen Erschlaffen ihres Gatten schritt sie vorbei, als ob dies selbstverständlich und alle Jahre so gewesen wäre.

Einmal hatte der Bauer an einem Frühlingsmorgen Angelinas Geige in der Hand und strich behutsam, um keinen Mißklang zu erzeugen, regellose, leise Töne daraus hervor. Marie schritt an ihm vorbei, hatte die Sense über der Schulter und ihr Frühstückspäckchen in der Hand. Denn es war die Zeit, da das erste Gras den Opfertod der Bauernarbeit starb. Vor dem Manne blieb das Weib ein Kurzes stehen, sah ihn mit gleichmütigem, mildem Blicke an und fuhr ihm schließlich mit ihrer schwieligen Hand über die Stirne.

„Ist eine Krankheit, die alles nimmt oder alles gibt, Josef", sagte sie.

Und, als hätte sie schon zuviel aus ihrem Innern bloßgelegt, wandte sie sich rasch und schritt zur Wiese hinüber.

Am Abend dieses Tages, als die Frauen vom Felde kamen, lauerte der Bauer im Stalle auf die Angelina, die zur Kühmelke kam. Sein Atem schlug ihr wie ein heißer Strom entgegen, und die Hand, mit der er ihren bloßen Arm packte, zitterte stark.

„Es geht nicht so weiter", keuchte er ihr entgegen.

„Ich kann die Marie nicht mehr sehen. Wie sie schafft tagaus und tagein und alles in sich schließt. Ich verelende vor ihr. Gehen wir fort, Angelina, morgen noch."

Die Magd nickte, und in der stillen Demut ihrer Züge brannte die schlecht verhüllte Freude des Sieges auf. „Wann du willst, Josef."

Er ging der Türe zu und wandte sich vor dieser noch einmal zur Angelina. Seine Stimme war spröd und rauh, als erteilte er ihr einen Befehl: „Schnüre deine Armseligkeiten in ein Bündel noch heute nacht. Wir gehen morgen vor Tageslicht ins Tal, so daß wir den ersten Zug erreichen."

Nach dem Abendessen sagte Josef Obiger unvermittelt zu Marie, er müsse morgen früh nach Zürich fahren. Wolle dort eine neue Maschine ankaufen, wie sie vor kurzem aus Deutschland eingeführt worden waren. Mit dem ersten Zug müsse er fahren, um abends wieder daheim zu sein.

Marie nahm die Botschaft hin, als hätte sie schon lange darauf gewartet. Sie holte aus der Vorratskammer Lebensmittel und verpackte sie in sauberes Papier gehüllt im Rucksack. Eine Menge von Brot, Käse, Speck und Rauchfleisch, als sollte sich Josef davon durch eine Woche ernähren. Als sie den Rucksack zuschnürte, war dieser voll und prall wie ein Sack mit Heu, wie sie es zur Herbstzeit von den Fluren herabtrugen. „Wozu so viel?" fragte der Mann. In der Stadt sei es teuer, meinte Marie, und wenn

er abends den Zug versäumen würde, müßte er doch genug zum Essen mithaben. Und er solle nicht vergessen, viel Geld mitzunehmen, denn solche Maschinen seien recht teuer. Sie hätte auch Erspartes und könne ihm davon geben.

Josef kniff die Lippen zwischen den Zähnen zusammen und starrte in die Flamme der Lampe. „Sie weiß, daß ich fortgehe", dachte er, und die Scham über sich selbst würgte ihn.

(Schluß folgt.)

Proszeniumloge Nr. 6.

Skizze von Dora-Weiß-Rahlstedt.

„Hoppla!"

Der Buchhandlungsgehilfe Fritz Mechler stand still und bückte sich nach dem schmalen Streifen Papier, der weiß und sauber, wie soeben vor seine Füße geweht, auf der Erde lag. Er hob ihn auf. Es war eine Eintrittskarte für das Stadttheater, und es erwies sich, daß sie noch unbenutzt und für heute abend gültig war.

„Sieh mal an", dachte Fritz, „gar nicht so übel, Proszeniumloge zweiter Rang. Wahrscheinlich hat gerade jemand diese Karte verloren." Er schaute sich suchend um. Aber wen sollte er fragen; die Menschen hasteten alle eilig und uninteressiert dahin.

Etwas unschlüssig steckte Fritz die Karte ein und setzte schnellen Schrittes seinen Weg fort, um von der knappen Mittagspause, die ihm fürs Essen in einer nahen Wirtschaft blieb, nichts zu verlieren.

Seine Gedanken kreisten um die gefundene Karte, und da nahte auch schon die Versuchung. Wie wär's, wenn er die Karte benutzte? Er ging brennend gern ins Theater, aber sein bescheidenes Gehalt erlaubte ihm nur selten solchen Luxus. Er trat an eine Anschlagsäule heran. Was gab's denn heute? Ach, „Die Fledermaus", seine Lieblingsoperette! Da stand es für ihn fest: Er würde hingehen! Ein bißchen bange war ihm freilich zu Mute bei diesem Entschluß. Aber am Ende beschwichtigte er die, wie er fand, übertriebene Ängstlichkeit und warf keck alle Bedenken über Bord: Ach was, wenn die Sache schief ging, eine Ausrede würde sich schon finden!

Am Abend hielt Fritz es für ratsam, erst im letzten Augenblick im Theater zu erscheinen. Als er leise und etwas zögernd die Loge betrat, wurde gerade der Zuschauerraum verdunkelt, und aus dem Orchester rauschten die prickelnden Melodien der Straußschen Operette auf. Vom Hintergrund der geräumigen Loge aus konnte Fritz an der Brüstung vier weibliche Gestalten sitzen sehen, deren Köpfe als schwarze Silhouetten in die dämmrige Weite des Theaters ragten. Der linke Eckplatz war leer, das mußte Nr. 6 sein. Auf Zehenspitzen schob Fritz sich an den Stuhl und setzte sich behutsam nieder. Den Platz daneben hatte eine junge Dame inne; von ihrem blonden Haar und dem zartgrünen Seidenkleide wehte eine sanfte Helligkeit her. Da die Dame den Kopf nach ihm wandte, machte Fritz den Versuch einer linkischen Verbeugung und hauchte ein verlegenes „Guten Abend!" Dann schaute er angelegentlich ins Orchester hinab. Aber bald bemächtigte sich seiner ein gelindes Unbehagen; denn er fühlte, wie die Blicke seiner Nachbarin ihn verstohlen musterten. Und da beugte sich die Dame auch noch ein wenig zu ihm hinüber und flüsterte:

„Sie haben sich aber sehr verspätet!"

Fritz, ratlos und erschrocken, stotterte: „Ja — ich bitte um Verzeihung!"

In dem Augenblick ging der Vorhang hoch und enthob ihn einer näheren Begründung seiner Verspätung.

Es war klar, die Dame kannte den rechtmäßigen Besitzer der Karte und hatte ihn erwartet; wenn der Vorhang niederging und das Theater hell wurde, würde sie ihren Irrtum erkennen. Aber nun war schon alles egal, und Fritz wappnete sich mit Mut und Frechheit; er ließ sich die tolle Verwechslungskomödie auf der Bühne ein tröstliches Beispiel sein und fand schließlich auch nichts mehr dabei, wenn er sich nachher als Freund des für diesen Abend verhinderten Karteninhabers ausgeben würde.

Als er bemerkte, daß die Dame ihre Aufmerksamkeit gelegentlich von dem Spiel auf der Bühne abwandte und ihm mehrmals einen raschen Seitenblick schenkte, wurde er verwegen und gab diese Blicke unerschrocken und feurig zurück. Das Licht von der Bühne her verbreitete hier in der Proszeniumloge genügend Helligkeit, so daß er das Gesicht seiner Nachbarin deutlich erkennen konnte. Es war ein hübsches, junges Fräulein mit einem lustig vorspringenden Näschen. Eigentlich müßte die Dame nun schon gesehen haben, daß er gar nicht der Richtige war; aber sie schien durchaus nicht enttäuscht oder erstaunt oder gar böse zu sein, im Gegenteil, Fritz glaubte sogar eine wohlwollende Freundlichkeit auf ihrem Antlitz wahrzunehmen.

Als der erste Akt zu Ende war, beteiligte Fritz sich an dem losbrechenden Applaus mit bemerkenswertem Eifer. Dann wandte er sich an seine Nachbarin.

„Mein gnädiges Fräulein", begann er vorsichtig, um erst einmal die Lage zu erforschen, „Sie werden sich wunder daß ich diesen Platz . . ."

„O bitte sehr", unterbrach ihn das Fräulein mit liebenswürdigem Lächeln, „ich finde den Platz sogar sehr geeignet."

Fritz, völlig verdutzt, wußte nicht, was er nun weiter sagen sollte. Aber da fuhr die junge Dame schon munter fort: „Sehen Sie, nun in der Pause sind wir hier doch am ungestörtesten!" Und sie warf einen bezeichnenden Blick auf die Tür, hinter der eben drei ältere Damen, die mit ihnen die Loge teilten, verschwanden.

Donnerwetter, die geht aber forsch vor, stellte Fritz verwundert bei sich fest, und er gedachte es nun ebenso zu machen.

„Wenn es Ihnen also recht ist, mein Fräulein", sagte er und schaute dabei dem Fräulein kühn in die blitzblanken Augen, „bleiben wir während der Pausen hier und meiden das Menschengewimmel im Wandelgang. Und gestatten Sie" — Fritz erhob sich mit einer Verbeugung —, „daß ich mich vorstelle, mein Name . . ."

„O", kicherte das Fräulein, nun doch offenbar ein wenig verlegen, „das ist doch nicht nötig, wir wissen ja ohnehin beide, wen wir gegenseitig vor uns haben."

Fritz hatte zwar keine Ahnung, aber er sagte: „Sehr schmeichelhaft, mein Fräulein!" und riskierte einen begeisterten Handkuß, der ohne viel Widerstreben und mit lieblichem Erröten hingenommen wurde.

„Ich möchte Ihnen gern noch so mancherlei erklären", ließ das Fräulein sich nun vernehmen und kämpfte sichtlich mit einer Befangenheit, „vor allem, wie ich überhaupt dazu gekommen bin . . ."

Hier erschienen die drei älteren Damen und nahmen ihre Plätze wieder ein. Das Zeichen zum Beginn des zweiten Aktes ertönte.

„Also nachher weiter. Sie werden mir ja auch vieles zu erzählen haben", flüsterte das Fräulein noch schnell.

Für wen hält sie mich bloß?! dachte Fritz. Über diese Frage zerbrach er sich während des ganzen zweiten Aktes den Kopf, und das Fest beim Prinzen Orlofsky, das mit seiner sprühenden Laune über die Bühne wogte, blieb ohne jeden Eindruck auf ihn. Mit einiger Besorgnis sah er am Schluß den Vorgang fallen. Er klatschte laut und hingebungsvoll, und als sich der Beifall gelegt hatte, suchte er seine Nachbarin in ein angeregtes Gespräch zu verwickeln über Theater im allgemeinen und die heutige Aufführung im besonderen. Es gelang ihm auch so ziemlich, auf diese Weise die Pause bis zum letzten Akt, die gar kein Ende zu nehmen schien, auszufüllen. Nur zum Schluß brach die junge Dame doch aus dieser von Fritz straff eingehaltenen kunstkritischen Linie aus und machte eine ihrer orakelhaften Bemerkungen.

„Wissen Sie, daß es mir gar nicht in den Sinn will", sagte sie und blickte Fritz prüfend an, „daß Sie schon 45 Jahre alt sind?!"

„Aber, mein Fräulein, wie kommen Sie darauf?", entfuhr es Fritz unbedacht, „ich bin doch erst sechsundzwanzig!"

„Aber, Herr Fricke, Sie schrieben mir doch . . ."

Gerade konnte Fritz noch das maßlose Erstaunen sehen, das sich auf dem Gesicht des Fräuleins malte, da wurde es zum Glück wieder dunkel, und der dritte Akt nahm seinen Anfang. Fritz war niedergeschmettert. Er fühlte sich als ertappter Sünder und starrte hilflos auf die Bühne, ohne doch vorerst etwas zu sehen und zu hören. Allmählich aber verfolgte er mit immer regerer Anteilnahme die Vorgänge, die sich da unten im hellen Rampenlicht abspielten, sah, wie die Verwicklungen sich lösten und aller Mummenschanz fiel. Und da kam es wie eine Erleuchtung über ihn, dem reizenden Fräulein, das ihm so ausnehmend gut gefiel, alles zu beichten.

So bat er denn nach Schluß des Theaters die junge Dame, die inzwischen eine kühle und abweisende Miene aufgesetzt hatte, ihm noch ein Stündchen Beisammensein in einem nahen Weinrestaurant zu gewähren. Aus dem Stündchen wurden dann freilich zwei reichlich volle Stunden, in denen aber alles zu gegenseitiger Zufriedenheit geklärt wurde. Und am Ende verließen zwei glückliche und verliebte junge Menschen die kleine Weinstube und wußten, als sie vor der Haustür der jungen Dame Abschied nahmen, daß es schon morgen ein fröhliches Wiedersehen geben würde.

Es war aber ein Dritter da, und der hatte das Nachsehen. Das war der Herr Obersteuersekretär Fricke. Der hatte vor etwa zwei Wochen inseriert: „Solider Beamter, Junggeselle, 45 Jahre alt, möchte sich mit hübschem jungen Mädchen verheiraten.“ Auf diese Anzeige hatte sich unter vielen andern auch besagte junge Dame gemeldet und offen bekannt, sie fühle sich einsam und sehne sich nach einem gesicherten Eheglück, habe aber infolge beruflicher Tätigkeit wenig Zeit und Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen, und was sonst ein heiratslustiges Mädel in solchem Falle noch zu schreiben pflegt. Herr Fricke hatte die junge Dame in die engere Wahl gezogen, ihr in einem ausführlichen Schreiben peinlich gewissenhaft seine Familien- und Vermögensverhältnisse geschildert und dann als Treffpunkt für ein persönliches Kennenlernen das Theater vorgeschlagen, indem er gleichzeitig sich erlaubte, die Karte für den Platz Proszeniumloge Nr. fünf beizufügen, während er für sich selber den Platz Nr. sechs behielt; so wäre ein Verfehlen ganz ausgeschlossen.

Diese Idee mit den Theaterkarten fand Herr Fricke selbst genial. Um so betrüblicher war es, daß er am Mittag des verabredeten Tages, als er zu Verschönerungszwecken den Friseur aufsuchte, seine Karte verloren hatte. Erst am Abend bemerkte er den Verlust. Er tobte und fluchte erheblich. Dann aber setzte er sich hin und schrieb der Auserkorenen einen würdigen Entschuldigungsbrief, klagte ihr sein Mißgeschick und sprach die Hoffnung aus, das Fräulein möge sich nicht gelangweilt und auch ohne ihn wenigstens einen netten Theaterabend verlebt haben; aufgeschoben wäre ja nicht aufgehoben, und für welchen Abend er dem Fräulein wieder eine Theaterkarte schicken dürfe.

Dieser Brief rutschte gerade in dem Augenblick durch den Briefkastenschlitz, als im Theater der dritte Akt der „Fledermaus“ begann.

Besagtes Fräulein aber hatte leider für die nächste Zeit gar keinen Abend mehr frei.

Der glückhafte Seppl.

Tier-Skizze von **Max Geißler.**

Es war eine wunderschöne Gebirgsmitternacht, kühl und klar. Die hohen Fichten legten ihre Schattenrisse gegen den silbernen Himmel und regten sich nicht.

In dieser Stunde saß der alte Fischotter vor der Burg am See, die er von Grimbart dem Dachs übernommen hatte. Der See war ein schwarzes unausdeutbares Wasser, nur für den Otter nicht. Sah der nicht tief unten den Mond schwimmen? Sah der nicht auch Bäume in der Flut wachsen, mit den Wipfeln nach unten? Und sah der nicht in diesem Augenblick das Silberwölklein achtzig Meter tief über den Seegrund ziehen? Der Spiegel war in dieser Mondnacht lauter Glanz. Nur gegen die Mitte hin lagen zehn oder zwölf schwarze Federbällchen darauf, schlafende Wildenten, die ihre Köpfe unter den Flügeln bargen und die der Sonne nicht nachflogen, bevor der See nicht beinahe vereist war.

Der Otter wäre sicher schon auf sie angestanden, aber er wurde gerade von einem Ding gefesselt, das aus der Ferne herangeschwommen kam und einen glänzenden Streifen Licht hinter sich herzog. So scharf äugte der Otter darauf hin, daß er die Forelle vergaß, die er neben sich auf den Sand gelegt hatte. Und was da über den See gefahren kam? Es war sein Sohn, den er längst für tot gehalten hatte! Den Kleinen hatte der Seehäuselbauer gefangen, als das Tier seine erste Wasserfahrt hielt. Nun stieg es aus und rieb sein Schnäuzchen zum Gruß an der Wange des alten Otters.

Aber die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten gedämpft. Der Alte schaute ihn an, als wollte er sagen: „So so, du bist es? Und was führt dich denn her?“ Und der Junge stellte befremdet fest, daß hier allerhand fragwürdige Gerüche müffelten und daß die Wohnverhältnisse nur den bescheidensten Ansprüchen genügten.

Schweigend saßen die beiden eine Weile vor dem Bau. Der Alte äugte mit seinen blanken Lichtern auf den Jungen hin. Daß dieser Seppl hieß, konnte er natürlich nicht sehen, und er hatte offenbar auch nicht den Wunsch, etwas aus seinem Leben zu erfahren. Wie die Dinge nun einmal lagen, mußte der Vater der Meinung sein, daß die glänzende Begabung dieses Sohnes in dem Menschenhause, in dem der Junge nun wohnte, jämmerlich verkümmert und zum Betrieb eines Freibeuterdaseins nicht mehr geschickt sei.

Darüber vergaß der Alte, dem Sohne eine Forelle anzubieten. Er dachte nicht daran, sich durch den Besuch von der nächtlichen Wildfährte abhalten zu lassen. Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, fuhr er zu Wasser. Aus der Fahrtrichtung stellte Seppl fest, daß der Vater eine der Wildenten erbeuten wollte, die reichlich weit draußen lagen.

Weil das für den Jungen nichts Neues war, schloff er erst einmal in den Bau. Schlimm sah es darin aus, nicht einmal für ein anständiges Lager war gesorgt. Nein, nein, für solch ein Leben dankte er. Und wenn der Alte verächtlich dachte von dem Leben, das der Seppl führte, so war das einfach ein Beweis für einen verwilderten Geschmack Sie hatten sich also nichts mehr zu sagen

In dieser Erkenntnis stieg Seppl in den See, fing einen starken Karpfen und langte damit eine Stunde nach Mitternacht daheim an. Seppl pochte. Die Tür am Seehäusel öffnete sich, und er überreichte der Bäuerin den Karpfen. Seit der Bauer vor ein paar Wochen gestorben war, betrachtete Seppl die Witwe und ihre Tochter als seine Wirtschafterinnen.

Schon daraus ist zu ersehen, wie sich das Leben für ihn darstellte. Jeden zweiten Tag mußten ihm die Frauen das Lager aus Heu und Haferstroh neu herrichten; denn wohlfühlen wollte er sich durchaus. Er ging mit ihnen auf der Wiese spazieren oder auch auf dem Felde, wo sie Grummet oder Stroh für ihn eintrugen. Dafür erfüllte er ihnen ihre Wünsche, falls sie Appetit nach Forellen, Karpfen, einer Wildente oder sogar nach Krebsen hatten. Er räuberte das mit großem Vergnügen. Aber natürlich: seinen Anordnungen mußten sie sich fügen. Für wen standen denn die drei Kühe im Stall, wenn nicht für ihn? Er trank am Tage sein Liter Milch und ließ sich so viel frische Butter reichen, wie er für gut hielt. Hätten sie ihm einmal nichts geben wollen, dann konnte er ihnen ja die Zähne zeigen. Aber so weit ließen sie es nicht kommen.

Abgesehen von diesen Annehmlichkeiten, die er von seiner Bedienung verlangte, führte Seppl im Seehäusel ein Leben ohne jede Aufregung und Gefahr. Die Menschen draußen in der Natur waren, seiner Ansicht nach, schlimmer verwildert als die Fischottern und eine rohe und unwissende Gesellschaft. Wenn er sich von einem sehen ließ, hob der gleich einen Stein auf; und der Alte draußen in Grimbarts Burg mußte die Wohnung wechseln, so oft sie ein Jäger ausspürte. Im Seehäusel dagegen benahmen sie sich, wie es sich einem höheren Wesen gegenüber schickt. Und nun sag einer: Dieser Seppl führe kein glückhaftes Dasein!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.